

Frau Jutta Jäzsch, geb. Thiele, wurde Ende Januar 1945 wenige Tage nach ihrem 16. Geburtstag in Kay von den Russen zur Zwangsarbeit verschleppt. Im folgenden Bericht schildert die jetzt in Kuschkow (Brandenburg) lebende Heimatvertriebene ihren vierjährigen Leidensweg durch verschiedene Lager.

Wir warten auf einen Räumungsbefehl, denn der Kano nendonner wurde täglich bedrohlicher. Der östliche Himmel war während der Dunkelheit vom Feuer gefärbt. Die Straßen füllten sich mit Flüchtlingen. Wir wurden getröstet: "Hilfe ist unterwegs, die Russen sind zurückgetrieben." Ein wildes Durcheinander. Am 29. Januar 1945 wurde mein Heimatort von der Roten Armee besetzt. Es verteidigte sich niemand. Die Häuser wurden durchsucht. In den meisten Familien waren nur die Frauen mit ihren Kindern, nur selten auch der Opa im Haus.

In unserer Region gab es zahlreiche große Güter mit Brennereien, in denen reichlich Sprit lagerte. Die Soldaten verdünnten den Sprit mit etwas Wasser, und viele von ihnen tranken solche Mengen davon, daß nicht einmal ein Offizier sie befehlen konnte. Sie waren betrunken, vergewaltigten Mädchen und Frauen, schossen wie Verrückte um sich und trafen natürlich auch. Der angestaute Haß gegen die Deutschen konnte sich endlich entladen.

Meine Schulkameraden ab 16 Jahre wurden sofort abtransportiert. Von vielen hat man nie mehr etwas gehört.

An der Oder kam die Front zu stehen. Die Situation eskalierte.

Für die Zivilbevölkerung bedeuteten die Tage und Monate nach dem 29. Januar 1945 bis zur Vertreibung aus der Heimat: "Einen Schrecken ohne Ende!" Tausende Frauen und Mädchen wurden zum Sammellager Schwiebus verschleppt und nach Rußland und Polen transportiert. Sehr viele kamen dort um.

Viele Menschen, die die Grausamkeiten der russischen Soldaten und der polnischen Miliz nicht mehr ertragen konnten, nahmen sich selbst das Leben. So auch mein Großvater. Seine jüngste Tochter hatten die Russen derartig ungeheuerlich zugerichtet, daß er keinen anderen Rat wußte. Er erhängte sie, ihren 10jährigen Sohn, seine Frau und sich selbst. Martha und Wilhelm Hüller, Gerda Fleischer, 15 Jahre, Hertha Päsler, 16 Jahre, Gustav und Bruno Hübner, die alten Frankes Leutchen, Reinhard Päsler sowie Frau und Herr Kantor Woite wurden von den Russen erschlagen. Was mußten diese armen Menschen und ihre Angehörigen in den letzten Stunden ihres Lebens erdulden?

Wir wurden aus unserem Heimatort getrieben und mußten Richtung Schwiebus ziehen. Immerzu durchsuchten Soldaten unsere Habe nach Waffen.

Was den Soldaten gefiel, nahmen sie. Jeder von uns hatte nur schnell etwas Kleidung und Verpflegung mitgenommen, soweit er noch etwas hatte. Die Häuser wurden ja bereits von den Soldaten und den Polen geplündert. Viele Eßwaren wurden gleich vernichtet (eingeweckte Wurst, Fleisch und Obstgläser).

Nachdem wir ein paar Orte durchwandert hatten, wurden wir in den Saal eines Gasthofes getrieben. Hier sortierte man Frauen und Mädchen aus, welche dann von den Soldaten vergewaltigt wurden. Die ganze Nacht hindurch gab es eine furchtbare Schreierei und Schießerei. Der Saal war dunkel, und man wußte nicht, ob sie Menschen erschießen oder nur gegen die Decke knallen. Jeder fürchtete, von einer Kugel getroffen zu werden.

Am dritten Tag erreichten wir Merzdorf bei Schwiebus, wo wir bleiben durften. Wir zogen nun in die Häuser, aus denen man vorher die Merzdorfer hinausgejagt hatte. Die Kinder durften in den Betten und auf dem Sofa schlafen; wir anderen kauerten auf dem Fußboden. Jeder wollte so klein wie möglich sein, denn immerzu kamen Soldaten, die Frauen suchten. Das Dorf war schon geplündert, als wir eintrafen. Nach zwei Wochen mußten wir wieder zurück nach Kay.

Als wir wieder in unserem Heimatdorf ankamen - es war ein schrecklicher Anblick. Einige Häuser waren abgebrannt, Fenster und Türen waren zerschlagen. In den Häusern Chaos und Zerstörung. Betten waren aufgeschlitzt und Nahrungsmittel lagen vermischt mit den Bettfedern auf den Fußböden. Auf den Tischen Exkreme.

Wir zogen zusammen in ein paar kleinere Häuser. Man fühlte sich so etwas geborgener. Geschwächt von Angst und Marsch kauerten wir noch am Morgen auf dem Fußboden, als uns ein russischer Posten zur Arbeit holte. Die von deutschen Soldaten gesprengte Bahnbrücke (Bahnverbindung von Züllichau nach

Schwiebus) mußten wir aufbauen helfen!

Danach holte uns ein anderer Posten zur Arbeit auf das heimatliche Gut Guhren. Er brachte uns abends zurück. Dort versorgten wir das zusammengetriebene Vieh. Hier waren wir etwas sicherer als im Dorf. Wenn wilde Russenhorden auf das Gut kamen, konnten wir uns verstecken.

Ein russischer Leutnant, der sehr gut deutsch sprach und Musik liebte, verwaltete das Gut. Es war der erste Russe, der nett war und keine Frauen vergewaltigte. Wir erhielten auch mittags etwas zu essen.

Inzwischen hatte sich die G.P.U. in Palzig eingerichtet und zog in den Orten umher, Leute für Transporte nach Sibirien zu suchen. Die Jungen ab 16 Jahre wurden gleich in den ersten Tagen abgeholt und in Lager in Bomst und Schwiebus gebracht. Viele von ihnen kehrten nie zurück.

Eines Tages waren wir an der Reihe. Wir arbeiteten gerade auf einem Feld, als wir geholt wurden. Noch ahnungslos glaubten wir, daß wir für drei Tage Arbeit anderswohin sollten. Zuerst mußten wir bis nach Palzig laufen. Dort verbrachten wir die Nacht in der Schule und wurden verhört. Man wollte wissen, wo einige Leute aus dem Ort abgeblieben waren. Es hat niemand von uns seinen Nachbarn verraten. Wie lange wir in Palzig herumsaßen, weiß ich nicht mehr. Wir mußten dann nach Schwiebus laufen. Ein schlimmer Marsch. In den Straßengraben lagen tote Zivilisten, Soldaten, Kinder, Vieh, kaputte Fahrzeuge, Panzer, alles durcheinander.

In Schwiebus sah es furchtbar aus. Hier hatte man ein Sammellager für Transporte nach Rußland eingerichtet. Meistens Frauen und Mädchen aus den Orten Züllichau, Schwiebus, Meseritz, Küstrin, Landsberg/Warthe und Umgebungen. Jedem, der sich wehrte, drohte Erschießung. Beim Durchsuchen nahm man uns weg, was ihnen gefiel. So wurde ich meine schönen festen Schuhe los, und man gab mir ein Paar zerlatschte Botten, wo vorn und hinten das Wasser eindrang. Auch Eßbestecke wurden abgenommen. In den verlausten und vollgestopften Baracken lagen schon mehr als hundert Frauen.

Als wir uns auf den Holzpritschen drängten, brach der Himmel für uns zusammen. Wir weinten bitterlich. Bisher hatten wir nicht begriffen, welches Schicksal für uns bestimmt war. Hier saßen wir und stierten vor uns hin. Öfter kamen Soldaten herein und holten sich Mädchen.

Nach unseren Schätzungen waren in diesem Lager einige tausend Menschen zusammengetrieben.

Erst jetzt wurde uns klar, daß wir unsere Angehörigen nicht mehr sehen würden. Ein Russe sagte, als wir zum Appell antreten mußten: "30 Jahre Rußland und dann viele Kinder!" Diesen Satz vergesse ich nie! Täglich schleppte man mehr Menschen zusammen. Viele meiner Freundinnen sah ich von weitem, aber ich konnte sie nicht ansprechen.

Am 16. April 1945 schoß russische Flak ein deutsches Flugzeug ab, das mit seinen Bomben ins Lager stürzte. Die Posten von den Wachtürmen flogen durch die Gegend. Es gab Tote und sehr viele Verwundete. Baracken brachen zusammen. Im Lager herrschte ein wirres Durcheinander.

Wir beteten und hofften, daß man uns befreien würde. Denn die Front war nicht weit entfernt, so dachten wir.

Am 22. April 1945 wurden wir in Viehwaggons gepfercht, und die Fahrt ging in Richtung Osten, nach Sibirien, wo wir jedoch nie ankamen. Gott sei Dank!

Jeder bekam einige Stückchen trockenes Brot als Verpflegung. Im Waggon war für die Notdurft eine Holzrinne angebracht, die nach draußen führte. Der Waggon war mit Menschen so vollgestopft, daß man stehen mußte. Wer umfiel, wurde zertreten. Die Güterwagen waren zugenagelt, so daß nicht einmal das Tageslicht einfallen konnte. Vor uns hatte man Pferde darin transportiert. Es stank fürchterlich.

So fuhren wir schon einige Tage, bis eines Nachts eine schlimme Schießerei zu hören war. Der Zug hielt. Niemand in unserem Waggon konnte Polnisch oder Russisch verstehen. Die Angst wurde immer unerträglicher, da wir nicht wußten, was die Knallerei zu bedeuten hat.

Der Zug setzt sich wieder in Bewegung. Wir fuhren zurück. Nach einigen Tagen hielt der Transport, und wir durften aussteigen. Kranke und Tote fielen aus den Waggons, als wir sie verließen.

Wir wurden auf dem Messegelände Posen-West eingesperrt. Dort waren schon viele Deutsche. Alle durcheinander, Soldaten, Volksdeutsche, Eingedeutschte, und wir "reichsdeutschen Schweine", wie man uns nannte. Hier erzählte man uns, daß unser Transporter von polnischen Partisanen bei Warschau beschossen und aufgehalten worden war. Die Polen wollten auch an der menschlichen Kriegsbeute teilhaben.

Unsere Tagesration:

1 Liter Kaffee, 1 Liter Maggisuppe und 300 g nasses Brot.

Im Lager herrschten Cholera, Typhus, Scharlach und Diphtherie. Es starben viele.

Mitte Mai 1945 wurden die Ältesten, Schwangere und die Jüngsten, 15- und 16-jährige, aussortiert und der polnischen Miliz übergeben. Sie sollte uns nach Deutschland bringen. Unser Marsch durch Posen in Richtung Posener Gefängnis begann noch am selben Abend. Keiner der Beteiligten wird dies jemals vergessen können. Von den Polen an den Straßenrändern beschimpft, bespuckt und mit Steinen beworfen. Die schwerbewaffnete Miliz hatte Mühe, uns vor den Übergriffen zu schützen.

Vom Gefängnis aus ging es jedoch nicht nach Deutschland, sondern nach Wronki, in das größte Zuchthaus Polens. Viele überlebten diesen Marsch nicht.

Im Zuchthaus teilte uns der Inspektor in deutscher Sprache mit, daß wir als ehemalige Hitler-Jugend-Angehörige nun aufbauen müßten, was deutsche Soldaten zerstört hätten.

Zu vier und fünf Mädchen kamen wir in Ein- und Zwei-Mann-Zellen. Zwei Mädchen drängten sich auf der Pritsche und die anderen auf dem Zementfußboden. Decken gab es nicht. Wir deckten uns mit den Sachen zu, die wir tagsüber trugen. Es war sehr kalt, und die Wanzen fraßen uns fast auf. Der Klo-Eimer wurde nur zweimal am Tag geleert. Ab und zu gab es ein paar Minuten Hofgang. Wir erhielten Zuchthauskleidung. Später durften wir arbeiten. Wir reinigten die Räume des Wachpersonals, verteilten das Essen, arbeiteten auf dem Feld oder im Garten. Nachts hörten wir furchterregenden Lärm und Schreie. Man schlug Gefangene, doch wir konnten nicht feststellen, wer diese Menschen waren. Es schallte durch den ganzen Zuchthaustrakt. Wir fürchteten uns davor, daß man uns auch so schlägt.

Mitte Dezember 1945 kamen wir wieder während der Dunkelheit zum Transport in Viehwaggons.

Wieder hofften wir, daß man uns nach Deutschland bringt. Als wir die Waggons verließen, war es ebenfalls Nacht auf dem Bahnhof von Nakel, unweit von Bromberg. Die Alten und Schwangeren waren nicht mehr unter uns. Wir Mädchen im Alter von 15 und 16 Jahren standen nach 7 km Marsch vor den Schranken des Konzentrationslagers Potulitz/Potulice (*siehe Anmerkung am Ende des Berichts*). Wir durften die erste Absperrschranke passieren. Den Rest dieser Nacht mußten wir vor der Aufnahme- und Bürobaracke stehen. Weil es kalt war, krochen wir zusammen und wärmten uns gegenseitig. Am folgenden Tag wurden wir registriert, kamen in die Entlausung und zum Duschen. Jede erhielt eine Gefangenenummer. Ich hatte die Nummer 6910. In der Quarantänebaracke wurden unsere Zöpfe abgeschnitten und der Kopf kahl rasiert. Der ganze Körper wurde von Haaren befreit. Es war so furchtbar für uns, daß wir uns am liebsten das Leben genommen hätten.

1 Liter Kaffee, 1 Liter dünne Suppe und 300 g nasses Brot waren auch hier die Tagesration. Man hatte nur noch Hunger, und die Zähne lockerten sich. Einige Mädchen bekamen dicke Eiterbeulen im Mund. Morgens und abends wurden bei eisiger Kälte und Schneetreiben stundenlange Appelle durchgeführt. Am Tag mußten wir fünf bis sechs Mal von den zugefrorenen Netzwiesen Holz auf den Schultern ins Lager schleppen. Jede bekam ihre Last aufgepackt. Man hatte große Schmerzen, denn die Schultern waren schnell zerschunden. Nicht immer hielt das Eis, und man mußte dann den ganzen Tag mit gefrorenen Strümpfen laufen.

Jede hatte angefrorene Hände, Füße und Knie, einige sogar gefrorene Nasen und Gesichter. In der Krankenbaracke starben sie wie die Fliegen. Der große Totenwagen fuhr mehrmals am Tag voll beladen durch das Lager.

Der Lagerarzt war ein sehr "tüchtiger" Mann! Er sprach perfekt deutsch. Wir schliefen bei offenen Fenstern in überbelegten Räumen (6 Mädchen pro 3-Stock-Bett). Der Lagerarzt, genannt "Persil", kam öfter zur Kontrolle herein. Ich mußte auch mal in den Bunker. Mit Hemd und Schlüpfer bekleidet, mußten wir stundenlang im Durchzug stehen. Als er uns kontrollierte, sagte er zu mir: "Ihr krepier auch, ohne daß wir euch totschiessen." Damit war für mich alles klar. Noch in der Nacht bekam ich hohes Fieber, hatte starke Ohren- und Halsschmerzen und rang nach Luft. Als ich auf der Toilette Wasser trinken wollte, kam glücklicherweise eine ältere Frau herein und schimpfte mit mir. Ich durfte kein Wasser trinken. Ich mußte ihr erzählen, wie ich zu dem Fieber kam. Daraufhin ließ sie mich meine Eßschüssel holen. Ich tat es. Sie befahl mir streng, in meine Eßschüssel zu pinkeln. Ich sträubte mich. "Du wirst damit gurgeln!" sagte sie. "Tu's, sonst mußt du hier sterben! Du brauchst dich nicht zu ekeln, es ist doch von dir!"

So gurgelte ich, und sie paßte auf.

Ich erbrach mich und brachte Eiterstücke heraus. Das Fieber senkte sich langsam. Am folgenden Tag trug ich wieder Holz, sonst hätte man mich in die Krankenbaracke gebracht. Mir wurde langsam besser, und ich bekam wieder Luft. Es war mein Vorteil, daß ich gegen Diphtherie und Scharlach geimpft war. Wir hatten Glück, daß ältere Frauen bei uns waren, die uns bei physischen Problemen guten Rat gaben. Was wußten wir schon, nicht aufgeklärt, mit damals 15 oder 16 Jahren?

Auch Weihnachten 1945 verlebten wir in diesem KZ. Auf dem Appellplatz wurden große Tannen aufgestellt, geschmückt mit grünen, gelben und roten Leuchten. Wir sollten polnisch singen, was wir aber nicht konnten. Als die Melodie "Stille Nacht, heilige Nacht" erklang, sangen wir deutsch mit. Niemand dachte an die Posten, die bewaffnet hinter uns standen.

Sie trieben uns mit Kolbenstößen in die Baracken. Doch wir sangen dort weiter. Wir kamen lange nicht zur Ruhe. Zum ersten Mal konnten wir gemeinsam unsere große Angst und unser Leid in Liedern ausdrücken.

Mitte Januar 1946 kamen wir auf Güter oder zu Bauern. Anfangs waren die Polen sehr böse zu uns. Ohne Grund gab's Schläge. Wir mußten schwere Männerarbeit verrichten, die unsere Kräfte weit überstieg. Dieser Winter war besonders kalt. Wenn man nicht genug zum Anziehen hat und immer ausgehungert ist, tut die Kälte besonders weh. Alle Lappen, die wir hatten, wickelten wir um unsere haarlosen Köpfe, aber sie schmerzten trotzdem vor Kälte. Wir halfen uns gegenseitig und teilten alles miteinander. Nur auf diese Weise konnten wir diese schlimmen Jahre durchstehen. Wer krank wurde, kam zurück nach Potulice und erneut auf ein anderes Gut. Das wollte jeder vermeiden.

Im Sommer 1948 wurde ich sehr krank. Starke Rückschmerzen und unerträgliche Bauchschmerzen quälten mich. Die Arbeit, die wir zu verrichten hatten, war einfach zu schwer. Ich mußte zum Beispiel mit drei Pferden pflügen, beim Dreschen das Getreide von der Dreschmaschine abnehmen, die Säcke wiegen und dabei helfen, den Wagen zu beladen; abends dann auch noch die vollen Säcke auf den Speicher tragen.

So lag ich einige Wochen auf Stroh in der Gutsbaracke. Man brachte mich zu einem polnischen Arzt, sicher weil man mir nicht glaubte. Er verschrieb mir drei Flaschen Eisenwein und riet mir, unbedingt über die "schwarze Grenze" zu gehen, wenn ich nicht über die "grüne" komme. Wie aber sollte ich das machen? Zu diesem Zeitpunkt befand ich mich unweit von Bromberg und hätte über die Oder gemußt, ohne Geld. An meiner zusammengeflackten Kleidung hätte jeder erkannt, daß ich Deutsche bin. Also kam ich im September nach Potulice zurück. Nach zwei Wochen Quarantäne und der üblichen Behandlung wurde ich mit älteren Frauen auf das Gut Bielice geschickt (unweit von Warschau). Meine Lebensenergie hatte sich erschöpft.

In Bielice mußte ich in der Brennerei arbeiten. Die feuchte, warme Luft bereitete mir zusätzliche gesundheitliche Probleme. Der Arbeitstag begann um 5.00 Uhr morgens. Im Lager gab es keine Uhr, und der Wachmann war zu faul, mich zu wecken. Aus Angst mich zu verspäten, stand ich morgens immer viel zu zeitig vor der Brennerei und mußte frierend warten.

Glücklicherweise arbeitete ich mit einem polnischen Familienvater zusammen. Er gab mir öfter von seinem Frühstück ab. Er hatte auch Kinder in meinem Alter. Sie sprachen alle deutsch mit mir, wenn es niemand hörte. Eines Tages brachte er mir Papier, Briefumschlag und Bleistift mit in die Brennerei.

Das war ein Glücksgefühl; denn im Lager hatte man uns jeden Bleistift und Papier sowie Bilder der Familie weggenommen. So konnte man nicht schreiben, und niemand wußte, wo man verblieben war.

Inzwischen wurde bekannt, daß unsere Eltern uns beim polnischen Konsulat in Berlin und über das Rote Kreuz anfordern können, weil wir bei der Verschleppung minderjährig waren.

Ich schrieb meinen Eltern die freudige und unfassbare Nachricht, wo ich lebe. Den Brief beförderte auch jemand aus dem Lager. Wenn er durch die Zensur gegangen wäre, hätten ihn meine Eltern wohl nie erhalten.

Anfang Januar 1949 wurde ich ins Büro gerufen und aufgefordert, die polnische Staatsbürgerschaft anzunehmen. Nachdem, was ich in den vier Jahren erlebt hatte, hatte ich kein Interesse.

Als die Polen merkten, daß sie keinen Erfolg haben, sagten sie mir, daß ich vom Lager Potulice zum Transport nach Deutschland angefordert wurde. Obwohl wir so schwer arbeiteten und für den Krieg nichts konnten, wurden wir oft sehr verletzt und auf das Gemeinste heruntergeschrien oder geschlagen. Ich habe oft den Kopf geschüttelt. Zweimal am Tag laufen die Polen zur Kirche und danach sind sie so brutal und gemein, auch untereinander.

Der Inspektor begleitete mich nach Potulice. Es war eine Tagesfahrt mit der Bahn und wieder Nacht, als wir in Nakel ausstiegen. Der Pole wunderte sich, daß er kein Lager sah und wir 7 km bis dorthin zu laufen hatten. Er war froh darüber, daß ich den Weg bestens kannte. Wir standen recht spät vor dem Schlagbaum des Lagers. Der Inspektor gab dem Wachmann meine Anforderung, und ich wurde abgeholt und in die Quarantänebaracke gebracht. Bei der Verabschiedung sagte er unter Tränen: "Komm gut zu deiner Familie! Euch ist großes Unrecht geschehen. Ich hätte nicht geglaubt, daß es hier so schlimm ist." Nun habe auch ich geheult, bestellte nochmals herzliche Grüße an alle und verschwand in der Baracke. Am folgenden Tag traf ich mit anderen Deutschen, die für den Transport bestimmt waren, zusammen. Alles wurde gründlich durchsucht. Briefe und Bilder wurden weggenommen. Man drohte uns mit dem Verbleib im KZ, falls Schriftstücke gefunden würden. Endlich durften wir die Transportwagen besteigen. Und wieder intensive Kontrollen, damit sich niemand einschmuggeln konnte.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Wir zitterten darum, ob es nun wirklich nach Deutschland gehen würde. Vier lange Jahre waren wir schon unterwegs.

In Leobschütz mußten wir die Waggons verlassen. "Was denn nun, hier ist doch nicht Deutschland?!" Wir wurden in ein großes Haus gebracht. Man sah durch die riesigen Fenster, wie sich die schneebedeckten Berge in der Sonne spiegelten. Ein herrlicher Flecken Erde, aber wir wollten weiter nach Deutschland. Man erklärte uns, daß wir hier nochmals in Quarantäne genommen werden, erneut alles durchsucht wird und weitere Personen, die für den Transport vorgesehen sind, eintreffen würden. Ich weiß nicht, wie lange wir dort in Leobschütz warten mußten. Endlich ging es eines Tages weiter. Wir bestiegen wieder die Waggons zur Fahrt über Frankfurt/Oder nach Leipzig, wiederum in ein Quarantänelager. Hier wurden wir mit Schalmeien empfangen und in der 106er Kaserne untergebracht.

Erst als uns Menschen dort verhöhnten, wurde uns bewußt, wie wir aussahen. Wir stanken sicher zum Himmel, denn während des Transports konnte sich niemand reinigen oder gar waschen. In abgerissener, zerlumpter Kleidung - es waren dieselben Kleidungsstücke, in denen wir 1945 in Kay aufgegriffen wurden-, die 4 Jahre geflickt, gestopft und so gut es ging, dem Wachstum angepaßt wurden, aus zwei Stücken eins gemacht.

Auf den Gütern hatten wir Bindegarn gestohlen, wovon wir mit Fahrradspeichen Hemden, Schlüpfer, Röcke, Pullover und Jacken strickten. Aus Getreidesäcken fertigten wir Strümpfe, die wir mit einer Schnur unter dem Knie festbanden.

So hat mich meine Mutter nach diesen Jahren erstmals wiedergesehen, als sie mich in Leipzig abholte. Überglücklich trafen wir in Kuskow - in diesem Dorf im Spreewald wurde meine Mutter mit meinen Geschwistern 1945 angesiedelt - ein. Inzwischen hatte auch mein Vater, schwerkrank nach drei Jahren russischer Gefangenschaft, seine Familie in Kuskow gefunden. Dieser Augenblick war für mich sehr glücklich und traurig zugleich.

Meine Schwester Christa konnte ich nicht mehr wiedersehen. Sie hatte die Krankheit, die sie sich während der Vertreibung zuzog, nicht besiegen können.

Soweit der Bericht von Jutta Jäzsch.

Anmerkung:

Das auf einem ehemaligen Gutshof eingerichtete Arbeitslager Potulitz/Potulice westlich von Bromberg war zur deutschen Zeit dem KZ Stutthof unterstellt. Von 1941 bis 1945 waren hier unter Leitung der SS-Sicherheitspolizei Polen untergebracht. Danach bis 1949 hatte es unter polnischer Miliz deutsche Insassen. 1950 wurde das Lager in eine Strafanstalt, zunächst vorwiegend für verurteilte deutsche Kriegsgefangene umgewandelt. - 1995 ist im Nicolaus-Copernicus-Verlag, Münster/Westf., eine Dokumentation über die polnischen Internierungslager erschienen, die im wesentlichen die Geschehnisse in Potulitz umfaßt. Autor Hugo Rasmus nennt sein Buch "Schattenjahre in Potulitz - Schicksal in polnischen Internierungslagern."